


Nr. 204. Bromberg, den 5. September 1930.

# Der Hohlofenbauer.

Roman von Gustav Schröer.



6. Fortsetzung. ——— 

Was selten geschah, das geschah in dem Augenblicke. Der Hohlöfner war überrumpelt, war auf den Mund geschlagen, dachte nicht an das Mariele, vermutete, daß sein Sohn irgendeine leichtfertige Liebschaft angezettelt habe, daß eine Dummheit unterwegs sei. Es war eine ganz verrückte Enge, in der sich der Mann drehte. Das Mariele? Mit keinem Atemzug dachte er an sie. Wie wäre das auch möglich gewesen? Das hätte er merken müssen, wenn Rudolf ihr zu Gefallen gegangen wäre. Nein, er mußte im Begriff sein, sich irgendwie zu verplempern. Der Heimtücker, der Ender, wußte davon und wollte sich nun an ihm, dem Alten, reiben.

A bah, bange machen lassen? Er hatte es einen Augenblick ernst, ja, schwer genommen. Seine Stimmung schlug um, der Grundzug seines Wesens, Heiterkeit, der eine Neigung zur überlegenheit nicht fremd war, brach durch, das reichlich und rasch getrunkene Bier war nicht ohne Wirkung. Er lachte schallend auf: „Ender, du Heimtücker, hätt'st mich, weiß Gott, beinahe kopfscheu gemacht.“ Einer raschen Eingebung folgend, streckte er dem Ender die Hand über den Tisch entgegen: „Was gilt's? Mein Junge heiratet, die i ch will, und es kommt mir keine in das Haus, die nit ihre abgezählten fünftausend Taler hat, oder ich will dem ganzen Dorfe den Hanswurst machen.“

„Topp“, schrie Ender aufspringend, knallte seine Rechte in die des Hohlöfners, hielt sie fest, ob sich auch Schmied Anders mit ganzer Wucht dazwischen warf.

Die Abmachung, lachend vom Hohlöfner angeboten, berechnend vom Ender herbeigeführt und blutig ernst gemeint, war so rasch geschehen, wie wenn ein Blitz herabzuckt. Alle die Männer wußten mehr als der Hohlöfner, sahen längst im stillen dem Sturme entgegen, den sie ahnten, waren mit einem Schlage nüchtern und erschrocken bis in das Innerste.

Schmied Anders schlug mit den Fäusten auf die verkrampften Hände. Sie hielten fest.

„Hund,“ brüllte er den Ender an, „das gedenk ich dir, daß du dem Besten Herzeleid machen willst. Laß dich nit wieder in meiner Schmiede sehn!“

Albert Rösner, der Wirt, schlug dem Hohlöfner derb auf die Schulter. „Heinrich, nimm's zurück. Das tut nicht gut. Hast nit gewußt, was du machst. — Heinrich, nimm Vernunft an. Ein Mensch ist kein Scheit Holz. Laß los, Ender. Das geht nit gut aus, und du hast keine Freude daran!“

Ender wollte loslassen. Der Hohlofenbauer aber hielt eisenfest. Er hatte sich aufgerichtet, schwankte nicht, war blaß im Gesicht, seine Stimme schwang in tiefer Bewegung. „Nachbarn, ich hab's für einen Jux genommen. Ich sehe, daß es keiner ist. Nun sag ich's noch einmal: Wer den Hohlofenhof erbt, hat nit das Recht, sich zu hängen an den er möchte. Und keine kommt mir auf den Hof, die nit ihre fünftausend Taler mitbringt, oder ich will dem ganzen Dorfe den Hanswurst machen, und ihr wißt, daß ich nix schlechter vertrag als das Ausgelachtwerden.“ Noch einmal griff er zu, daß dem Ender alle Knochen der Hand krachten. „Bin dir auf den Leim gegangen, Heimtücker. Freude sollst du nit daran haben.“ Mit einem Ruck schleuderte er die Hand zurück und setzte sich, schlug auf den Tisch. „Noch eins, Albert! Ich muß das Gift hinunterspülen. — Macht nit solche Gesichter. Deswegen steht die Welt nit still, und der soll erst noch kommen, dem der Hohlöfner nit gewachsen wäre. — Prost!“

Die schlichte Fröhlichkeit der Männer war totgeschlagen. Sie spürten, daß Not frevelhaft heraufbeschworen war, rückten ab von Fritz Ender, scharten sich, gleichsam eine Schutzmauer bildend, um den Hohlöfner, aber keiner deutete selbst jetzt auch nur von fern auf das Berteles Mariele hin.

Als sie sich in der Runde umsahen, waren zwei nicht mehr da, die zuvor unter ihnen gesessen. Philipp Engel hatte sich, als die Hände der beiden Männer ineinander knallten, erhoben, war totenblaß gewesen, hatte nach seiner Fiedel gelangt und war hinausgetaumelt. Als ihm Lehrer Siebert auf dem Fuße folgte, fand er ihn draußen an der Mauer lehnen. Der Mann weinte wie ein Kind, wies die Hand zurück, die ihm tröstend über das Gesicht fahren wollte, und ging mit langen Schritten hinaus in die Wiesen.

*

Im Berteles Garten blühte der Flieder. Blau und weiß überschäumte er die grünen Büsche. Die Nacht kam. Der Schönbach rauschte sein Sommerlied hinauf zu den Erlen und Eschen und streichelte der Weiden schwanke Zweige. Wasseramseln und Eisvögel hatten ihre Nester in Uferlöchern und an Felsnasen aufgesucht. Eulen huschten über die Waldränder hin, und Fledermäuse streiften ihre Reviere ab. Still standen die Blumen, den Segen der lauen Nacht erwartend, leise erschauernd im Ahnen nahen Wetters. Es war schwül, und aus den feuchten Wiesen stiegen die Nebel. Da kam einer beinahe desselben Weges, den zwei Stunden früher der alte Hohlöfner gegangen war, gehorchte gern dem Gebot des Herzens und hatte doch eine tiefe Falte in der Stirn.

Rudolf Korn ging zu seinem Schatze und war in ernsthaftem Nachdenken vorhin zu dem Entschlusse gekommen, morgen mit den Eltern zu reden.

Das Mariele empfing ihn am Gartentürchen, eng umschlungen gingen sie den kurzen Weg zur Laube und ließen sich auf der Bank nieder, die einst Vater Berteles gezimmert. Um sie sang der Flieder seine blauen und roten Duftmelodien, der Jelängerjelieber wisperte, der Bach schwatzte, und durch feine Wolkengespinste sah der Mond herab.

Marie Berteles hatte die langen Zöpfe rechts und links über die Schultern gelegt, so daß ihr die Enden im Schoße lagen, hielt die Hände leicht verschlungen und lehnte in Rudolfs Arm. Mit freudig schwingender Stimme berichtete sie, daß Rudolfs Vater sich vorhin einen großen Busch Flieder geholt, und der Bursche lächelte.

„Hast ihn gut im Garn, Mariele“, sagte er. „Vergangenen Sonntag die Extratouren mit ihm getanzt, vor-

gestern auf dem Nußbühl zweistimmig mit ihm gesungen, heute der Strauß. Ich wüßte nit, woran es nun noch fehlen sollte."

„Rudolf, ob er nix ahnt?"

„Nein. Verlaß dich darauf. Sonst hätte er etwas gesagt, dir oder mir, vielleicht allen beiden. Er ahnt nix. Geradezu blind ist er, aber ich weiß, was er von dir hält."

„Es ist mir so bange."

„Warum denn, Mariele? Tust, als hättest du gar nix mitzubringen."

„Was habe ich denn auch? Das Häusel und unser kleines Feld? Da müssen wir Zinsen zahlen."

„Soll denn der Mensch bloß nach den Talern fragen?"

„Ist nit recht, aber du weißt doch, wie die Leute sind."

„Laß die Leute. Der Hohlöfner ist nit wie die Leute." Und ernster redend: „Mariele, ich mache mir nix vor. Wärst du nit, die du bist, dann brauchte ich wohl überhaupt gar nit davon anzufangen. Aber du bist das Mariele, und das ist's. Hast mich gern, Mariele?"

„Ach, Rudolf, das mußt ni. fragen."

„Kann's aber doch gar nit oft genug hören und, weißt du, später sagt man sich das nit mehr."

„Kann ich mir von uns zweien nit denken."

„Ich auch nit. — Also hast mich gern?"

„Nit zum sagen."

„Womit bewei. du das?"

Das Mariele lachte leise. „Ich weiß schon, was du willst. Da." Sie richtete sich auf und wickelte dem Burschen ihre langen Zöpfe eng um den Hals, schmiegte sich an ihn und küßte ihn.

„Meinst du das?"

„Ja, das meine ich, und davon kann ich auch nit genug kriegen."

„Wenn's nur nit so heimlich sein müßte."

„Gerade darum ist's so schön. — Mädel, was mach ich bloß vor lauter Gernhaben? Ist's nit verrückt, geradezu verrückt, daß man einen Menschen so gern haben muß, einen fremden Menschen? Und daß d u m i c h gern haben mußt! Einen Kerl wie mich!"

Und immer wieder die süßen, alten Torheiten, die der Mensch später belächelt und um derentwillen ihm doch noch in der Erinnerung das Herz rascher schlägt. Der Flieder sang seine duftenden Melodien, die Nacht feierte, eine gesunde, reine Liebe ließ ihre Opferflammen hoch aufleuchten.

Endlich rückte Rudolf mit seinem Entschlusse heraus. Das Mädchen fest an sich pressend, bekannte er: „Morgen rede ich mit meinen Leuten."

Da wickelte das Mariele rasch die Zöpfe von seinem Halse und rückte ein Endchen von ihm ab. „Rudolf!"

Der aber scherzte: „Ist dir das etwa nit recht? Ich denke, du willst das Heimlichtun nit mehr haben."

„Das schon, aber . . . Aber Gott, wenn's bloß erst vorüber wäre."

„Mariele! Ich kenne doch den alten Hohlöfner. Wenn ich sage: Das Mariele ist's, dann spricht er: Du Töffel, warum hast du dazu so lange Zeit gebraucht? Und dann: Erst kommt der Alte und macht den Freiwerber, dann komme ich. Wirst sehen, so ist's."

„Und wenn's nit so ist?"

„Wenn's nit so ist? Dann komme i c h doch. Und komme gerade auf euer Haus zu und nit über die Wiesen. Das weißt du: Vom Mariele lasse ich nit!"

Sie schwiegen, lehnten aneinander, und aus tiefem Sinnen heraus sprach das Mädchen einen der Verse aus ihres Vaters schlichtem Büchlein.

Die Linde rauscht, es scheint der Mond,
Da suchen sich zwei in Treuen.
Der Herrgott, der im Himmel wohnt,
Muß selber sich dran freuen.
Und geht der Neid auf krummem Weg
Und schielt aus tiefen Gründen,
So baut der Himmel doch den Steg,
Auf dem die zwei sich finden.

Marie Berteles hatte es so schlicht und mit solch innerer Wahrhaftigkeit gesprochen, wie es der Vater einst geschrieben. Sie schwieg, und — da klang, kaum ein paar Schritte von ihnen, von drüben über dem Bache her eine Geige. In einer unendlich tiefen Wehmut sang sie, daß die Herzen sich den Klängen auftun mußten. „Der Lipp", sagte das Mariele leise und scheu. „Der Lipp! Er ist wieder im Dorfe." Und als sich Rudolf Korn erheben wollte, heiß und bittend. „Nit, nit, lieber Rudolf! Bleib, ich bitte dich! Kein Mensch hat ihn spielen sehen. — Ach Gott, am Ende ist das überhaupt gar kein Mensch nit. — So schön kann es gar keiner."

Süß, schmerzlich süß, klang die Geige durch die Nacht. Eine gottbegnadete, von des Schicksals Geißel blutig geschlagene Künstlerseele vertropfte hinein in des blühenden Flieders Duftmeer. Kein wilder Strich, kein rascher Laut, lauter Wehmut. Ein Herz spielte, das eben gesehen und gehört hatte, wie der Sturm aus seinem Schlafe gerissen wurde, dahinzufahren über junge Liebe und zu entblättern, was sich zum Blühen anschickte. Nicht Grabgesang war es, das der Geiger spielte, aber es war eine Melodie, deren Grundton Herzeleid hieß. Philipp Engel hatte schon eine ganze Weile unter der Erle gesessen, hatte, zuckenden Herzens, die süßen Torheiten von drüben her vernommen, sein Gesicht war darüber zu Stein erstarrt und war zerflossen in Trauer. Einst, ach einst! Er war gekommen, den beiden ein Lied zu spielen, wild, aufreizend: Wehrt euch! Seid stärker als die Niedertracht! Sein Arm war lahm gewesen und hatte die Geige nicht an das Kinn zu heben vermocht. Da kam durch die Nacht Marieles gläubiges: So baut der Himmel doch den Steg, auf dem die zwei sich finden.

Nun hob sich dem Geiger von selber der Arm, der Bogen setzte an, zog — tat es der Mann, tat es der alte Weltenmeister? — durch, fuhr auf und ab, die Finger griffen in die Saiten. Philipp Engel spielte Vater Berteles Lied, wehmutüberhaucht und doch voll tiefen, sieghaften Glaubens.

Das Mariele barg sich ganz fest in Rudolf Korns Arm, er fühlte, wie sie bebte, legte ihm die Arme um den Hals, weinte, und schrieb es doch mit leuchtenden Zeilen an den Frühlingshimmel: Es wird alles gut werden!

Der Geiger brach ab. Das Mariele drängte ihren Schatz: „Geh heim!" Sie küßten sich nicht mehr. Ruhig, wie es immer seine Art war, ging Rudolf Korn heim.

Als er in die Stube trat, stand da auf dem Tische der duftende Fliederbusch. Heinrich Korn hatte ihn eine reichliche halbe Stunde nach der Abmachung mit dem Ender vom Tische genommen, war merkwürdig still gewesen, hatte zum Abschied wieder auf den Tisch geklopft, und war langsam die Dorfstraße hinaufgegangen. Er fand sein Weib schlafend, legte sich nieder, grübelte eine kurze Weile, ahnte eine folgenschwere Übereilung, schämte sich, irgendwoher läutete ein Glöcklein: Armes Mariele! Da lächelte der Bauer wieder. Und ging es um die, war das Fernliegendste, Unwahrscheinlichste, Wahrheit und Wirklichkeit, dann — war er immer noch Manns genug, einen Weg zu finden. So schlief er, leidlich beruhigt, ein. —

Philipp Engel war entschlossen, das Strohlager, das ihm Albert Rösner bereitet, nicht aufzusuchen. Er wollte seines Weges weitergehen. Als er aber auf den Bodenweg heraustrat, saß da unter einem wilden Rosenstrauch ein junger Mensch, hatte die Ellenbogen auf die Knie gestützt und das Gesicht in den Händen vergraben. Da kam Lipp nicht vorüber.

Er rührte sacht an Lehrer Sieberts Schulter: „Komm! Du hättest schlafen sollen. Was treibst du dich da in der Nacht herum, du Kind? Meinst, du, du könntest nicht fertig werden mit dir? Hat sie dir Treue versprochen und lügt sie nun? Was hast du ihr in die Hand gegeben? Nichts. Sie hat ja nichts von dir gefordert. Geh, du Schwächling, den die Not kaum anrührt. Bis heute hat sie dich nur gestreichelt und schon das tut dir weh? Wie willst du denn fertig werden, wenn sie wirklich die Geißel schwingt?" Und milder, väterlich: „Komm, mein Bub. Ich könnte gut dein Vater sein. Komm, du mußt heim."

Er schob seinen Arm unter den des Lehrers. Sie gingen die Dorfstraße hinauf.

An der Kirche stand Siebert still. „Ich habe die Schlüssel noch in der Tasche. — Komm, tu mir die Liebe."

Durch das dunkle Kirchenschiff geisterte der Mond. Lehrer Siebert trat die Bälge, und Philipp Engel spielte. Der und jener der Schönbacher Bauern wachte auf. „Mein Gott, da spielt doch jemand Orgel. Mitten in der Nacht!"

Des Fragers Weib aber drehte sich knurrend auf die andere Seite.

„Schlaf. Du weißt doch, daß der verbummelte Orgelstimmer im Dorfe ist."

Die Frühsonne schielte hinter gelben Wolken hervor, da trennten sich zwei an der Kirchentür, deren einer sich einen Schüler gewonnen hatte, der die ersten Zeilen in des Lebens krauser Notschrift lesen gelernt hatte.

Hand in Hand standen sie. Da sagte der Landfahrer sinnend: „Wie fing es doch an? Ach ja: Die Linde rauscht, es scheint der Mond. — Leb wohl, ich muß weiter."

„Wohin gehst du? Ich möchte dich immer zu finden wissen."

Philipp Engel lachte wehmütig. „Du brauchst mich nicht zu suchen. Ich bin immer bei dir. Was du von mir haben mußt, kannst du jede Stunde haben. Das andere? Was willst du mit einem Scherbenhaufen?"

Die Fiedel unter dem Arm, schritt er das Dorf hinauf, und über ihm summte leise die große Glocke.

**(Fortsetzung folgt.)**

## Der Nasenputzer von Yamagata.

**Japanische Originale. — Der ideale Heiratsvermittler. Der Einbrecher, der nur Küsse raubte.**

Von E. Conz-Tokio.

Heiratsanzeigen sind auch für den, der sich nicht in die Ehe stürzen will, ein interessanter Lesestoff. Wie oft spricht ein wahrer Roman voller Enttäuschungen aus den wenigen Zeilen! Was muß der Japaner schon durchgemacht haben, der kürzlich in einer Tokioter Zeitung eine Frau suchte, „einerlei, welchen Alters, welchen Aussehens, welchen Wesens, wenn sie nur bereit ist, einem talentierten, mittellosen Künstler die Ausbildung zu ermöglichen". So ehrlich kann nur ein Verzweifelter sein.

Vor sechzig Jahren war das Anknüpfen zarter Bande „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege" in Japan noch völlig ungebräuchlich. Wer damals keine Damenbekanntschaft hatte, mußte sich an einen der vielen Heiratsvermittler aus Liebhaberei wenden. Ob diese immer die richtigen Leutchen zusammen gaben, ist freilich zweifelhaft. Als Künstler kann dagegen der heute achtzigjährige Herr Eizaburo Ujiiye bezeichnet werden. Von rund 800 Ehen, die er im Laufe der letzten sechzig Jahre aus lauter Gefälligkeit und ohne einen Pfennig Entgelt stiftete, ist nur eine einzige ein Mißerfolg gewesen. Ein derartig großer freilich, daß ihm beinahe die Luft zu weiterer Tätigkeit auf diesem Gebiete vergangen wäre. Kam da ein Sechzigjähriger zu ihm: „Ich bin sterblich in ein Mädchen von 19 Jahren verliebt. Du mußt uns zusammen bringen!" Ujiiye wollte anfänglich nichts davon wissen. Der Altersunterschied schien ihm doch zu groß. Dann aber tat ihm der verliebte Freier leid. Es kostete ihn dreizehn Besuche, bis er endlich die Eltern des jungen Mädchens von der Zweckmäßigkeit dieser Ehe mit einem reichen Manne überzeugt hatte. Die Braut selbst wandte nichts gegen ihren Zukünftigen ein. Doch wenige Monate später stürzte sich die junge Frau ins Wasser. Warum? Nicht, weil sie mit ihrem Manne nicht hätte leben können, sondern weil sie die Ehe nur eingegangen war, um den Taschen ihres reichen Gatten unbemerkt soviel zu entlocken, daß sie die Schulden desjenigen bezahlen konnte, dem ihr Herz wirklich gehörte. Als die Aufgabe erfüllt war, glaubte die junge Frau, keine Daseinsberechtigung mehr zu besitzen.

Ujiiye litt lange unter dem dramatischen Ausgang dieser Ehe. Doch heute ist der eine Fehlschlag längst wettgemacht. Unser Held behauptet, mindestens 160 jungen Leuten, die aus unglücklicher Liebe Selbstmordabsichten hegten, durch verständige Rücksprache mit den beiderseitigen Eltern das Leben gerettet zu haben. Es gibt kaum eine Situation, der unser Ehestifter aus Liebhaberei nicht gewachsen wäre.

Deshalb ist es unverständlich, warum sich nicht auch Shoichi Toyama, ein hoffnungsvoller Jüngling von sechzehn Jahren, mit seinen Schmerzen an Ujiiye wandte. Auch ihm hätte der alte Herr sicher geholfen. Und wenn es mit einer Tracht Prügel gewesen wäre.

Shoichi ging eines Tages ins Kino. Dort geriet sein männliches Gemüt in Aufregung: Zum ersten Mal in seinem Leben sah er, wie sich zwei Leutchen einen Kuß gaben. Den Gesichtern auf der Flimmerwand nach zu schließen, mußte das ein so wonniges Gefühl sein, daß Shoichi dieses Glück ebenfalls genießen wollte. Der Film wies ihm den Weg dazu: Jungen Damen mußte man einen Kuß rauben. Freiwillig gaben sie ihn nicht her, oder sie stellten sich wenigstens so.

Also kaufte Shoichi sich nach reiflicher Überlegung ein Notizbuch. Darin trug er die Namen von dreißig jungen Mädchen ein, von denen er gehört hatte, sie seien zum Anbeißen hübsch. Dann wartete er mit seinem Rade vor dem Hause der jeweils Auserkorenen. Betrat die junge Dame die Straße, so fuhr Shoichi ein wenig voraus, lauerte ihr an einer Ecke auf, raubte der Überraschten einen Kuß, sagte höflich „danke" und raste davon.

Bald stand hinter den meisten Namen in seiner Liste ein Stern. Das bedeutete so viel wie: „Sieg!" Nur ein paar Auserkorene blieben übrig. Das waren alle Töchter so reicher Eltern, daß sie niemals zu Fuß ausgingen. Auf ihre Kraftwagen konnte aber Shoichi keinen Angriff unternehmen. So blieb als Lösung nur der Einbruch. Anscheinend hatte der hoffnungsvolle Jüngling vorher Kriminalgeschichten studiert, denn mit bewundernswerter Geschicklichkeit stahl er sich in das Haus der ersten so schwer zu erreichenden Angebeteten. Er fand das Gemach der jungen Dame. Ahnungslos lag sie in sanftem Schlummer. Ein Schimmer bleichen Mondlichtes spielte lockend auf ihren Lippen. Auch ein härterer Sünder als Soichi hätte der Versuchung nicht widerstehen können. Er küßte die Schlafende auf den Mund. Ein wenig stürmisch sicher. Denn die junge Dame erwachte und schrie gellend um Hilfe. Doch Shoichi entkam.

Wahrscheinlich hatte ihn sein letzter Erfolg übermütig gemacht.s Er glaubte auf alle Vorsicht verzichten zu können und küßte bald darauf die letzte der nicht mit einem Kraftwagen bedachten Dame seiner Liste am hellen Morgen und mitten auf belebter Straße. Doch dieses Mal schrie die Auserkorene nicht, sondern packte Shoichi so fest am Kragen, daß der romantische Jüngling eine Viertelstunde später im Arrest saß. — Fünfundzwanzig Tage Loch, meinte bald darauf in der Verhandlung der Richter, seien genug Strafe für die Verfehlungen eines poetischen Gemütes.

Trotzdem glaubt Shoichi ein unverstandener Dulder zu sein. In dieser Beziehung ist er ein Leidensgenosse des ehrenwerten Herrn Takahasi. Der kehrte vor acht Jahren nach einem drei Jahrzehnte langen Aufenthalt in Amerika mit materiellen Gütern wohl versorgt in seine Heimatstadt Yamagata zurück. Doch bald darauf ließ er den Kopf hängen. Irgend etwas bereitete ihm Unbehagen. Dessen Veranlassung wußte er aber nicht anzugeben. Eines Tages ka mihm die Erleuchtung: Die japanische Jugend benutzte keine Taschentücher! Sie nahm die Säuberung ihrer Nase auf höchst primitive Weise vor.

Von nun an hatte Herr Takahasi, der Rentner, wieder ein Lebensziel: Die japanischen Kinder den Gebrauch des Taschentuches zu lehren. In einer großen Schule begann er seine Ermittelungen. Sämtliche tausend Schüler durfte er in Augenschein nehmen. Zweihundert davon litten an Schnupfen. Ein Taschentuch hatte keiner. Herrn Takahasi drehte sich das Herz im Leibe um. Er kaufte sich einen großen Vorrat an Taschentüchern. Ganz Yamahata wurde damit versorgt. Erst lachten ihn die Leute aus und benutzten die Fazilettlein zu allen erdenklichen Zwecken, nur nicht zum Nasenputzen. Herrn Takahasi aber erklärten sie für verrückt.

Doch der Schneuzreformer sagte sich, jeder große Mann werde anfänglich verkannt, und verteilte weitere Taschentücher. Im Laufe der Jahre drang er auch wirklich zum Teil mit seiner Ansicht durch, doch der riesenhafte Taschentücherverbrauch hatte sein Vermögen stark angegriffen. Schließlich blieb ihm nur soviel, um in einem bescheidenen Häuschen leben und sich eine große Tageszeitung halten zu können. Die schneidet er nun jeden Morgen, nachdem er sie eifrig auf Meldungen über den Fortschritt des Taschentuchverbrauches durchgesehen hat, in handliche Stücke. Davon steckt er sich einen ordentlichen Vorrat in die eine Rocktasche, einen Handspiegel in die andere. Und nun geht er auf die Jagd. Erspäht sein scharfes Auge einen sichtlich verschnupf-

ten Jüngling oder eine Maid mit tränender Nase, so schleicht er sich von hinten an sein Opfer heran, hält ihm plötzlich den Spiegel vor das Gesicht und sagt: „So siehst du ohne Taschentuch aus. Pfui!“ Dann zieht er eines der etwas rauhen Papierfazilettlein aus der Tasche und putzt dem verdutzten Nachwuchs die Nase. Sein Spiegel tritt noch einmal in Tätigkeit: „Und so siehst du jetzt aus!“ Ein paar Papiertaschentücher wechseln den Besitzer, und im Hochgefühl, ein gutes Werk getan zu haben, zigeht Herr Takahasi weiter, neue Opfer zu erlegen. Auf seinem Rücken aber mahat ein Plakat mit leuchtenden Buchstaben: „Eine laufende Nase darf nicht das Firmenschild Japans sein. Putzt sie euch!“

Aber nicht mit Zeitungspapier, Herr Takahasi!

---

# Der Ueberfall.

Humoreske von **Ludwig Waldau.**

Nachdenklich starrte der junge Mime in sein Glas; der Rat des fidelen, welterfahrenen Reisenden, der vorhin mit an seinem Tische gesessen, hatte ihn doch ziemlich aus dem Gleichgewicht gebracht — „Reklame! junger Mann. Reklame! Das ist und bleibt die Seele jedes Geschäfts, auch des Ihren. Haben Sie noch nicht gelesen: Die berühmte Filmdiva Lola Pola wurde in letzter Nacht durch Einbruch, des größten Teiles ihrer kostbaren Juwelen beraubt! Oder: Der bekannte Heldentenor Brüller das Opfer schamloser Erpresser! — Alles Reklame, mein Lieber, geschickt aufgezogene Reklame! Weiter nichts. — Nachmachen, Verehrtester! Und a tempo haben Sie's geschafft! — Lassen Sie sich doch zur Abwechslung mal überfallen, nicht?“ — Ja, so hatte er gesagt, der Reiseonkel. Hm — gar nicht so übel die Idee mit dem Überfall. Tscha -- aber wie?“ — Grübelnd zahlte Heinz Kersten, der ach so wenig beachtete Chargenspieler des Stadttheaters zu Z., sein Bier und ging.

Zwei Tage später aber stand er im Abenddämmern im Stadtpark, hinter dem Marschner-Denkmal. Immer wieder sah er nach der Uhr. Punkt sechs Uhr sollte der „Überfall“ steigen. Hoffentlich funktionierte alles tadellos; an „Regie“ hatte er es wahrlich nicht fehlen lassen. Richtige Theaterproben hatte er mit den zwei arbeitslosen Burschen abgehalten, die ihn zum Schein überfallen sollten. Schlag sechs Uhr, so war es ausgemacht, würde er in seinem Havelock an der großen Blutbuche vorbeigehen, und sofort hätten dann die beiden hinter der Buche hervorzustürzen, auf ihn los. Er würde natürlich kühn ihre fingierten Angriffe abschlagen, sie mit Donnerstimme „feige Brut!, elende Meuchelmörder!“ schimpfen, und auf Geheiß hätten sie dann sofort zu flüchten. Bei Mißlingen des Überfalls bliebe es bei dem schon gezahlten Taler; bei gutem Erfolg könnten sie sich noch einen holen, anderntags. — Ja, so war es vereinbart und jetzt, jetzt mußte es gleich sechs Uhr schlagen! Bebend vor Lampenfieber versenkte Heinz Kersten seine Zwiebel in die Westentasche. Schicksal, gehe deinen Gang! —

Noch war Heinz Kersten vielleicht zwanzig Meter von der Rotbuche entfernt, da dröhnte bereits der erste Glockenschlag vom nahen Rathausturme herüber. Und im selben Moment — Heinz Kersten erstarrte wie weiland Lots Weib zur Salzsäule — schwenkte aus dem Seitenwege kurz vor der Rotbuche ein Spaziergänger in den Hauptweg ein und schritt eilig dem Schauplatz des Überfalls zu! Und einen Havelock hatte er auch an! — Heinz Kersten stand noch immer wie angewurzelt, da war der Überfall schon im Gange. Wie die Wilden stürzten die beiden engagierten Räuber auf den ahnungslosen Havelockmann, und im Nu bildeten die drei ein wüstes Durcheinander! — Da kam Heinz Kersten zu sich; mit drei gewaltigen Sätzen hatte er die Kämpfenden erreicht. Die Wut über das schnöde Mißlingen des Reklameüberfalls verlieh ihm Riesenkräfte; wie Schmiedehämmer sausten seine Fäuste auf die verdutzten Angreifer nieder! Er schlug wie ein Berserker darauf los! Da mochten die Räuber doch wohl merken, daß etwas nicht ganz stimmte, und nur zu gern suchten sie eilig das Weite. Voller Ingrimm sah Kersten ihnen nach. So, das war danebengegangen, aber dick. Verdammt! —

Sein Ärger aber war umsonst gewesen, denn schon am nächsten Tage las man in der „Neuesten“ unter „Örtliches“ folgende Notiz: „Eine mutige Tat! — Gestern abend sechs Uhr wurde der Chefredakteur unseres Blattes, Herr Doktor Bing, in den Anlagen von zwei Rowdys überfallen. Die Burschen, die es offenbar auf Geld und Geldeswert abgesehen hatten, wurden aber von dem zufällig des Weges kommenden Schauspieler Heinz Kersten, dem jüngsten Mitglied unseres Stadttheaters, kräftig in die Flucht geschlagen. Der begabte junge Künstler, der so mutig sein Ich einsetzte, wird übrigens, wie uns die Direktion des Stadttheaters mitteilte, demnächst die Titelrolle im „Prinz von Homburg“ spielen.“ —

Heinz Kersten schmunzelte nicht schlecht, als er das las, und beschloß, der Wunderfee „Reklame“ treu zu bleiben.

---

# Aphorismen.

**Von Frieda Reinisch.**

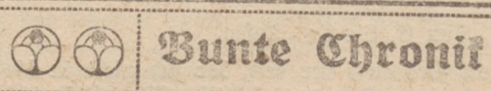
Auch das größte Herzeleid macht nicht so elend wie der tägliche Umgang mit kleinlichen Menschen.

*

Man soll seine tiefsten Erlebnisse nicht erzählen. Der feinste Schmelz ist dann von ihnen genommen.

*

Von sich auf andere zu schließen, ist der größte Fehler, den man begehen kann. Ist man schlechter als die anderen, zieht man bessere Menschen herab. Ist man besser als sie, dann erwartet man zu viel von ihnen.





* **Die Lebensregel des englischen Königs.** König Georg von England hält sich in seinem Privatleben an gewisse Regeln, die auf den ersten Blick sehr leicht zu befolgen, in Wirklichkeit aber sehr schwer auszuführen sind. Die Regeln sind schön eingerahmt und hängen über dem Bett des Königs. Sie lauten wie folgt: „Man muß ein Ohr haben für die Gesetze des Lebens, man muß zwischen Gefühl und Sentimentalität unterscheiden, das Gefühl bewundern und die Sentimentalität verachten. Man muß sich niemals über unverdientes Lob freuen und es nicht einmal entgegennehmen. Wenn man leidet, soll man ohne Klagen leiden und die Leiden in aller Stille ertragen. Man muß lernen, im Lebenskampf zu siegen, wenn man aber verliert, soll man den Verlust mit frischem Mut tragen. Man soll nicht darüber klagen, daß man die Sterne nicht vom Himmel holen kann, und man soll sich abgewöhnen, über vergossene Milch zu weinen.“

*

* **Schlechtes Wetter als Selbstmordgrund.** In London hat sich eine junge Amerikanerin, Miß Miles, in ihrer Wohnung erschossen, weil — ihr das schlechte Wetter auf die Nerven ging! Sie erklärte schon einige Tage vor der Tat ihren Dienstboten gegenüber: „Dieser unaufhörliche Regen macht mich noch verrückt!“ Als dann einige Tage später ein Dienstbote die Wohnung der Herrin betrat, lag diese in einer Blutlache am Boden. Aus einem hinterlassenen Schreiben ging tatsächlich hervor, daß die junge Dame lediglich aus Wut über das schlechte Wetter Selbstmord beging.

# Lustige Rundschau



* **Leidensgenossen.** Neulich besuchte ich mit meinem Freunde die Remstalmühle, die von Jungfer Rosel, einer rüstigen Sechzigerin, verwaltet wird. „Warum hoscht eigentlich nicht geheiert, Jungfer Rosel“, fragt Hannes so von ungefähr. — „O jesses, dees isch a lange Leidensgeschichte, dees läßt sich in ein' Tag gar nich verzähle. Aber“, so fährt Jungfer Rosel fort, „wie hoscht denn du dei Alte kenne g'lernt, sog emol?“ — „Oh“, erwidert mein Freund, „dees isch a noch viel längere Leidensg'schicht', da könnte i dran bis näckschter Woch' verzähle.“

---

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg